

EROS UND LIEBE IN DER PHILOSOPHIE II

Liebe in der mittelalterlichen Philosophie: Gottesliebe statt sinnlicher Liebe? (29.3.2004)

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich begrüße Sie hier herzlich zu unserem heutigen Vortrag zu Eros und Liebe in der Philosophie. Heute befassen wir uns mit der Liebe in der mittelalterlichen Philosophie. Wir hier die sinnliche Liebe ganz durch die Liebe zu Gott verdrängt? – so unsere Ausgangsfrage.

Die Philosophie des Mittelalters ist wesentlich christliche Philosophie. Und das Christentum versteht sich als Religion der Liebe. Berühmt ist die Paulus-Stelle im 1. Korintherbrief 13:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, so dass ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nicht nütze.

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit; sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden und das Zugenreden aufhören wird und die Erkenntnis aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindliche Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindlich war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Zu dieser Stelle später mehr.

Die christlichen Philosophen von den frühen Kirchenvätern wie dem Philosophen Augustinus um 400 bis zu der Hochscholastik mit Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert als Höhepunkt schöpft jedoch nicht nur aus der Bibel, sondern sie führte auch das Erbe der klassischen griechischen Philosophie eines Platon oder Aristoteles weiter: sie verwandelte sich dies Erbe in christlicher Umformung an.

Rekapitulation des Liebesbegriffs der antiken Philosophie

Deshalb wollen wir, bevor wir die Liebes-Metaphysik der Bibel und die daraus entwickelten Theorien der großen christlichen Philosophen deuten, noch einmal zurückblicken. Zurück zum antiken Liebes-Verständnis insbesondere bei den Griechen. Einige haben ja schon letzte Woche meinen Vortrag dazu verfolgt – für diese als Wiederholung. Für die anderen als kurze Einführung:

Man kann im antiken Denken grob gesagt 3 wesentliche Liebesbegriffe unterscheiden:

1. In Mythologie und vorsokratischem Denken die Liebe als ein Urprinzip des Kosmos oder Eros als ältester Gott, der schon bei der Weltentstehung wirkte: Zeugung und Entwicklung zwischen den Elementen oder Urmächten ist erst durch dies Anziehungsprinzip möglich: und später hält es die Welt zusammen. Bisweilen so bei Empedokles werden Liebe und Hass im Sinne von Anziehung und Abstoßung der Grundelemente als die beiden Urkräfte gesehen, die in der Welt wirken.
2. In Platons Philosophie, besonders in seinem Liebesdialog „Symposion“, wird die Liebe als eine Macht angesehen, die geboren ist aus Mangel einerseits und Streben nach Besitz andererseits. Man ermangelt des Schönen und Guten und erstrebt es deshalb sehnsüchtig. In einer Stufenleiter des Strebens steigt man auf von der Liebe zu schönen Leibern zur Liebe zu schönen Seelen, von der Liebe zu Einzelnen zur Liebe zum Allgemeinen, schließlich zur Liebe zum Schönen und Guten und Wahren an und für sich als Inbegriff einer übersinnlichen, geistigen Welt. Liebe ist sozusagen der Antriebsstoff für das immer höhere Streben des Menschen. Ziel ist „Zeugen im Schönen“ – von der sinnlichen Zeugung zur geistigen Zeugung von Ideen im Umgang mit schönen Seelen.
Viele Jahrhunderte später wird dann im Neuplatonismus eines Plotin, der übrigens auf viele christliche Denker wie besonders Augustinus einen starken Einfluss ausübte, der Stufengang der Seele von der Versenkung in sich selber in Selbsterkenntnis bis zum Aufstieg zum höchsten geistigen Prinzip: dem Guten und Einen – beschrieben; die Welt und die Sinnlichkeit werden hier ganz verdrängt.
3. Bei Aristoteles nun wird weniger der „eros“ als die „philia“, die freundschaftliche Liebe in den Mittelpunkt gestellt. Die Freundschaft zwischen Gleichen, die auf Gegenseitigkeit beruht und das Beste für den Freund will und zwar um seiner selbst willen, nicht wegen der Lust oder irgendeines Nutzens, wird als sittliche Grundlage für das Zusammenleben in Staat und Gesellschaft angesehen und als höchste Form der Liebe.

All das war ein wichtiger gedanklicher Hintergrund für die ersten christlichen Philosophen. Diese griechisch-philosophische Tradition wurde nun aber vereint mit einer religiösen Überlieferung des jüdisch-christlichen Kulturkreises: die gedankliche Welt der Bibel. Diese wollen wir nun näher betrachten.

Liebe in Bibel und Christentum

Im **Alten Testament** wird Gott mit vielen, menschlich erscheinenden Eigenschaften beschrieben. Er ist ein durchaus leidenschaftlicher Gott. Er wird sogar als rachsüchtig und eifernd beschrieben (bei Moses heißt es, Gott wird die Missetaten der Väter noch bei den Kindern und Kindeskindern verfolgen). Gleichzeitig sei er aber auch ein liebender Gott. Man muss ihn sich, salopp gesprochen, als strengen, aber liebenden Patriarchen, Familienvater, vorstellen, der die Familie Israel genauso beherrscht wie umsorgt; der wie ein Feudalherr Hilfe und liebende Zuwendung gegen treue Gefolgschaft und Gehorsam vergibt.

Erst im **Neuen Testament** bekommt die Liebe einen so zentralen Stellenwert, dass man von der Begründung einer Religion der Liebe sprechen kann.

Die alten Gebote werden zusammengefasst in den zwei höchsten Geboten, aus denen dann alles andere entsteht, abzuleiten ist: Die Gottesliebe und die Nächstenliebe als allgemeine Menschenliebe. Im Markus-Evangelium etwa heißt es (12, 29-31), Zitate aus dem Alten Testament aufnehmend, diesen Geboten aber einen anderen Stellenwert gebend: *Das vornehmste Gebot ist das: ‚Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist allein der Herr, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von all deinen Kräften‘ (5.Mose 6.4.5). Das andre ist dies: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. (3. Mose 19,18) Es ist kein anderes Gebot größer als diese.“*

Und die Nächstenliebe wird als Liebe zu ausnahmslos allen Menschen sogar zur kontra-intuitiven Feindesliebe erweitert.

Der Ursprung der alles durchwirkenden Liebe ist nun in Gott selbst, der mit der Liebe identifiziert wird. Im 1. Brief des Johannes heißt es ganz lapidar: „**Gott ist Liebe**“ (4, 16).

Gott verschenkt also seine Liebe an seine Geschöpfe, an die nach seinem Ebenbild geschaffenen Menschen. Die Liebe des Menschen ist der dankbare Widerhall dessen: *„Wir lieben, weil er uns zuerst geliebt hat“*, heißt es wieder im 1. Brief des Johannes (4,19). Es ist Liebe, die auf Liebe antwortet.

Vermittelt wird diese Liebe und ihr Echo der Widerliebe durch Jesus – dieser sagt den Jüngern: *„Wie mich der Vater [Gottvater] geliebt hat, so habe ich euch geliebt.“* (Johannes 15.9) [Dadurch wird übrigens später die Liebe innerhalb der Heiligen Dreieinigkeit zwischen Gottvater, Sohn und Heiligem Geist].

Dem alttestamentarischen Gehorsamsgedanken ist jedoch die Bedingung verwandt, dass man sich an die Befehle des liebenden Gottessohns halten soll, um weiter geliebt zu werden: *„Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe.“* (Johannes 15, 10).

Neben 1. der Liebe Gottes und seines Sohnes den Menschen gegenüber und 2. der erwiderten Liebe, die sich im Halten der Gebote bezeugt, tritt nun 3. die Liebe der Menschen untereinander, die wieder aus der Liebe Gottes entspringt: *„Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebet; wie ich euch geliebt habe, sollt auch ihr einander lieben. Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr untereinander Liebe habt.“* (Johannes 13, 34 f.).

All diese Formen der Liebe tragen nun kaum Male der Sinnlichkeit oder des Verlangens, vielmehr klingt hier die keusche Liebe zwischen Vater und Sohn und zwischen den Geschwistern an. Im Neuen Testament, das in Griechisch verfasst war, wird Liebe nun auch nicht wie in der griechischen Philosophie mit „eros“ (leidenschaftliche, auch sinnliche Liebe) oder „philia“ (freundschaftliche Liebe) wiedergegeben, sondern mit dem in klassischen Griechisch eher seltenen Wort „agape“, lateinisch dann später „caritas“.

(Was übrigens nicht daran hindert, dass sogar der Liebe zu Gott und Jesus beinahe sexuell erscheinende Formen ekstatisch-leidenschaftlicher Verehrung zuwachsen; Rüdiger Safranski spricht von einer „erotische[n] Intimität mit dem Weltgrund“ (Der erkaltete Eros. Über Liebe und belebende Gedanken über Liebe, in: Neue Zürcher Zeitung, Literatur und Kunst, 29. Dezember 2001, Nr.302, Seite 63).]

✓ [Aus Bibel insgesamt ein Dreiecks-Verhältnis der Liebe abzuleiten:

- 1) Liebe Gottes zu seiner Schöpfung und insbesondere dem Menschen in seiner Gottesebenbildlichkeit (vs. selbstgenügsamer Gott bzw. Absolutes wie bei Griechen: wer alles hat, der liebt nicht, nur Unperfektes liebt aus Mangel; Liebe als Streben nach etwas, was einem fehlt)
- 2) Liebe als Gnade an den Menschen wird vom Menschen aus Dankbarkeit zu seinem Schöpfer erwidert.
- 3) Erst als Letztes, Abgeleitetes die allgemeine Menschenliebe: Man soll den Menschen als Schöpfung und Abbild Gottes lieben. Dieser Gedanken, der im Bibel schon angelegt, wird in christlicher Philosophie z.T. wieder unter griechischem Einfluss z.T. radikalisiert.]

Liebe bei Augustinus

Der um 400 nach Christus wirkende Augustinus war wohl der größte christliche Philosoph der Spätantike und der bedeutendste sog. Kirchenvater. Er stammte aus Nordafrika und wurde später Bischof von Mailand. Von der Liebe handelte nicht nur ein wichtiger Teil seiner Philosophie, sondern auch sein Leben. Er schrieb einmal, er habe es genossen „zu lieben und geliebt zu werden“. Man kann den jungen Augustinus sogar als ausschweifenden Schürzenjäger bezeichnen. Doch seine Bekehrungen: erst zur neuplatonischen Philosophie und dann zum Christentum machten den sinnlichen Menschen, der sich selber gar als Sklave seiner Begierden sah, schließlich zu einem Menschen des Geistes und des Glaubens. Doch transformiert – von der Begierde zum geistigen Streben nach Gott – prägte die Liebe auch sein theoretisches Werk.

Man kann versuchen bei Augustinus die Anteile aus der **antiken Philosophie und das Neue einer christlichen Philosophie** bei ihm zu unterscheiden.

Eine wichtige Abkehr des christlichen Denkens von der griechischen Philosophie bestand gerade in der **Priorität des Affekts der Liebe sowohl im Theoretischen wie im Praktischen, sowohl im Kognitiven wie im Moralischen.**

Im ersten Bereich verkündete Augustinus die **Priorität der Liebe vor der Erkenntnis** – wie Paulus im zitierten Korintherbrief schrieb, das Erkenntnis ohne Liebe Stückwerk bleiben müsste. Und bei Augustinus heißt es: „**Kein Gut wird vollkommen erkannt, das nicht vollkommen geliebt wird.**“ (Hier könnte man an den alttestamentarischen Ausdruck des „Erkennens“ denken, der ja den Liebesakt bezeichnet). Augustinus will sagen, das erst eine affektive Hinwendung, eine verzehrendes Streben nach einer Sache die vollkommene Erkenntnis (im Einswerden mit ihr) erlaubt. Und das höchste Ziel der Erkenntnis – er sprach mal davon, dass er nur die eigene Seele und Gott erkennen wolle, sonst nichts – dies höchste Ziel ist Gott: ihm muss man lieben, um ihn erkennen zu können. (Und schon bei einem früheren – 335-394 – wichtigen philosophischen Kirchenvater, Gregor von Nyssa ist die Erkenntnis Gottes eins mit der Liebe zu ihm [hê de gnôsis agapê ginetai, De an. et resurr. p. 225]).

Und auch im Bereich der **Ethik** wurde in christlicher Tradition bei Augustinus das emotions- und willenhafte gegenüber der Erkenntnis herausgestellt (trotz neuplatonischer Prägung im Gegensatz zu Platon, für denn die Tugend ein Wissen war). Berühmt die gewagte These von Augustinus: „*Dilige, et fac quod vis*“ – „liebe und tue, was du willst.“ Damit ist gemeint: Wenn man liebt und damit ist primär die Gottesliebe gemeint, tut man automatisch das Gute – in der richtigen, nämlich liebenden Einstellung ist das Gewollte automatisch mit dem Guten identisch; es braucht keine äußeren Gesetze und Regeln mehr.

Schon in der zitierten Paulus-Stelle haben wir ja gehört, dass alle guten Taten ohne die richtige Einstellung des Herzens nichts sind: „*Und wenn ich alle Habe den Armen gäbe und liebe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nicht nütze.*“

[Und Augustinus stimmt diesem Apostelwort zu: "*Wenn man fragt, ob jemand ein guter Mensch ist, fragt man nicht nach dem, was er glaubt od. hofft, sondern nach dem, was er liebt. Denn wer in die richtigen Weise liebt, glaubt u. hofft zweifellos auch in der richtigen Weise; wer aber nicht liebt, dessen Glaube ist leer, mag auch wahr sein, was er glaubt; u. seine Hoffnung ist leer, mag auch das, was er hofft, der Lehre gemäß zur wahren Seligkeit gehören*" (Ench. 117,31; PL 33,739).]

Es kommt also auf die (liebende) Gesinnung mehr als auf die Taten an – diesen paulinisch-augustinischen Gedanken wird übrigens über ein Jahrtausend später Luther aufnehmen.

Gerade die Arten der Liebe – Selbstliebe oder Gottesliebe – trennen die Menschen in zwei Kategorien, die Augustinus metaphorisch als zwei Staaten – Gottesstaat und irdischer Staat – bezeichnet:

"Demnach wurden die zwei Staaten durch zweierlei Liebe begründet, der irdische durch Selbstliebe, die sich bis zur Gottesverachtung steigert, der himmlische durch Gottesliebe, die sich bis zur Selbstverachtung erhebt. Jener rühmt sich seiner selbst, dieser 'rühmt sich des Herrn'. Denn jener sucht Ruhm von Menschen, dieser findet seinen höchsten Ruhm in Gott, dem Zeugen des Gewissens. Jener erhebt in Selbstruhm sein Haupt, dieser spricht zu seinem Gott: 'Du bist mein Ruhm und hebst mein Haupt empor'. In jenem werden Fürsten und unterworfenen Völker durch Herrschsucht beherrscht, in diesem leisten Vorgesetzte und Untergebene einander in Fürsorge und Gehorsam liebevollen Dienst."

Auf der anderen Seite nun bleibt Augustinus aber auch der antiken heidnischen Philosophie seiner Zeit verhaftet – und zwar in Gestalt eines individualisierten und vergeistigten **Neuplatonismus**. Hatte Platon selber noch die sinnliche Liebe zumindest als Stufe auf der Leiter zum Absoluten, den rein geistigen Prinzipien, angesehen, so wurde der Aufstieg im Neuplatonismus zur rein geistigen Innerlichkeit von Grund der eigenen Seele zu Weltseele, Weltgeist und schließlich dem EINEN als dem absoluten Urprinzip. War bei Platon noch die äußere Welt und die Gemeinschaft gar das Gesellschaftlich-Politische von Relevanz, wenn z.B. die Freundschaften, die Liebe zu schönen Seelen und die gemeinsame geistige Zeugung den Weg nach oben befördern und im Höhlengleichnis der Erleuchteten zurückkehrt um mit seiner Wahrheit die Mitmenschen und den Staat umzuformen – so wird der Aufstieg zum EINEN im Neuplatonismus zum rein **individuellen, isolierten Akt des Einzelnen**.

Und hier bleibt Augustinus auch in seiner Liebesphilosophie **Neuplatoniker**.

Einerseits negiert er – der einstige Lebemann und Don Juan – fast hasserfüllt die **sexuelle Liebe**. Er spricht nur voller Abscheu von diesem sinnlichen Aspekt der Liebe. (Psychologisch könnte man das so interpretieren, wie es später Nietzsche hinsichtlich des religiösen Asketismus tut: Leib- und Sinnenfeindschaft sei kein Zeichen von Stärke, sondern von Schwäche – der Schwäche, seine eigenen Begierden nicht in Grenzen halten zu können und sie stattdessen mit Stumpf und Stil ausreißen zu wollen.) Im Spätwerk wird die Sexualität bei Augustinus dann zwar toleriert, aber nur in einem strengen Schema von Mittel und Zweck. Auf dem Einwand, dass die Menschen austürben, wenn sie auf die Sexualität verzichten würde, hat er geantwortet: „*Oh, wenn dies doch alle wollten.*“ Er verbleibt eben in einem schroffen Leib-Seele-Dualismus, in dem der Leib und damit alle Sinnlichkeit der Quell jedweder Sünde ist und nur das Geistige den Menschen darüber erheben kann.

Und genauso bleibt sein Konzept der Liebe – eigentlich ein Paradox – **individualistisch**. Es geht nicht um ein Verhältnis von Person zu Person, zwischen gleichberechtigten Menschen, von Angesicht zu Angesicht. Vielmehr handelt es sich eher um den einsamen Weg von der eigenen Seele in der Selbsterkenntnis zu Gott als dem geliebten Objekt, unter Ausblendung alles Sichtbaren und Fühlbaren, der Schönheit der Außen- und Menschenwelt, der anderen Menschen. Sie erscheinen fast nur als Mittel zum Zwecke des Aufstiegs zu Gott. Die Liebe zu anderen Menschen ist nur eine bedingte, bezogen auf die Seligkeit im Angesichts Gottes.

Gott als höchstes Ziel der Liebe reißt den Menschen gleichsam heraus von aller Vergänglichkeit und Sinnlichkeit, von Gefühl und ästhetischem Zauber – und eigentlich letztlich auch von den Mitmenschen.

Die schroffe Unterscheidung von Menschen- und Gottesliebe wird bei Augustinus in dem Gegensatzpaar von lateinisch „*uti*“ und „*frui*“, von „gebrauchen“ und „genießen“, deutlich. Nur Gott als einzigen Selbstzweck kann man letztlich in der liebenden Seligkeit „genießen“. Alles andere, auf das sich unsere Liebe wendet, kann streng genommen nur „gebraucht“, also benutzt und als bloßes Mittel instrumentalisiert werden, auch der Mitmensch – als Mittel für den einzigen Selbstzweck, nämlich Gott und der Vereinigung des Menschen mit ihm (in beseligter Schau, in der „*visio*“).

[Man liebt auch einen Freund letztlich nicht um seiner selbst willen: „Der liebt seinen Freund wahrhaft, der in dem Freund Gott liebt“ (Sermones 336, 2).]

Und hier wollen wir mal einen Blick auf Augustinus' Definitionen der Liebe werfen: Eine erste klingt noch sehr subjektiv, fast egoistisch: „*Lieben heißt nichts anderes als eine Sache ihrer selbst willen begehren*“. (De div. quaest. 35,1). Dies scheint keine selbstlose Zuwendung zu einer anderen Person als gleichberechtigter Partner – sondern klingt sehr ich-zentriert als ‚Haben-wollen‘. Um das höchste Gut, die unverlierbare Glückseligkeit, zu erlangen braucht man als Antrieb, als Mittel gleichsam die Kraft der Liebe, des Begehrens. Liebe als Mittel für die eigene Glückseligkeit, nicht als selbstlose Zuwendung einer Person zu einem anderen Ich.

Diese Definition passt übrigens auch nicht auf die biblisch bezeugte Liebe Gottes den Menschen gegenüber – den Gott ist so vollkommen, dass er nichts mehr begehrt. Eine spätere Definition der Liebe durch Augustinus kommt sowohl dem zwischenmenschlichen Phänomen wie der Zuwendung zu Gott näher: Liebe als „*ein Leben, das zwei Wesen vereinigt oder zu vereinigen sucht*“ (De trin. VIII 10,14). Und das heißt mit Bezug auf Gott wieder gut platonisch-neuplatonisch: Es geht um die Vereinigung mit dem Absoluten.

Und diese bleibt letztlich das einzige Ziel der durch Augustinus verkürzten Liebe: Rein geistiges, von allem Schlacken der Sinnlichkeit befreites Aufsteigen der einzelnen Seele zu Gott – um sich mit ihm zu vereinigen und darin die ewige Glückseligkeit zu finden.

Die schroffe Abwendung von der sinnlichen Liebe, die Instrumentalisierung der Menschenliebe und die Reduzierung des Phänomens Liebe auf die reine Gottesliebe – das ist also weniger genuin biblisches Gedankengut. Vielmehr wurde sie von einem durch eine besonderen Spielart der heidnisch griechisch-römischen Philosophie geprägten und mit eigenen lebensgeschichtlich-psychologischen Unzulänglichkeiten kämpfenden Denker in die Tradition folgenreich eingebracht.

Das Konzept der „reinen Liebe“ in der mittelalterlichen Mystik (nach: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Art. „Liebe“, Spalte 299-300)

Von der Bibel und Augustinus her wird sich in der Mystik des 12. Jahrhunderts dann der Gedanken der „reinen Liebe“ entfalten und auch zu Kontroversen führen. Reine Liebe ist eine solche, die nichts für sich selbst wünscht, keine egoistischen Hintergedanken hat und sozusagen sich selbst im Lieben bzw. im Geliebten verliert und vergisst. Augustinus sprach vom „*gratis amare*“ – also nicht lieben um eines Lohnes willen, etwa wegen der ewigen Seligkeit als Belohnung für treue Gottesliebe.

Bernhard von Clairvaux lehrte z.B. die mystische Erfahrung (Mystik kommt übrigens von „*myein*“ griechisch: die Augen schließen), in der sich die Liebe zu Gott vollendet. Schon Augustinus hatte die Liebe ja als „*ein Leben, das zwei Wesen vereinigt oder zu vereinigen sucht*“ (De trin. VIII 10,14) beschrieben und noch viel früher hatten erst die griechischen Mythologen und vorsokratischen Philosophen die Liebe als das kosmische Urprinzip der Anziehung und Vereinigung beschrieben und dann der Neuplatonismus die Liebe als treibendes Moment im Aufstieg der Seele zur Vereinigung mit dem Absoluten, dem Einen gesehen. Bernhard beschreibt die Liebe als „*vis unitiva*“, vereinigende Kraft, durch die Gott in uns und wir in Gott wohnen. Sie vollendet sich in der Seligkeit der *visio dei*, der Gottesschau im Jenseits. Die ekstatische Vereinigung mit Gott kann einigen wenigen schon in diesem Leben, wenn auch selten und kurz – „*rara hora, parva mora*“, seltene Stunde, kurze Dauer – beschieden sein. Voraussetzung ist, dass man Gott mit der rechten reinen Liebe liebt: nämlich „*keusch, heilig, glühend*“ (*caste, sancte, ardentere*). Die Liebe ist die Kraft, die im Aufstieg die Angleichung der Seele an Gott ermöglicht. Schon bei Platon war ja von „*homoios theou*“, dem Ähnlichwerden mit Gott, die Rede gewesen. Im Gegensatz zur griechischen Philosophie von Platonismus und Neuplatonismus waren aber weniger die Seinsstufen des Kosmos, die im Aufstieg der Seele durchlaufen werden müssen, wesentlich als vielmehr die Veränderungen der Seele auf ihren Weg zu Gott – in immer höheren Stufen der Innerlichkeit, die gleichzeitig Annäherungen an Gott sind, wachsen dem Menschen immer höhere Tugenden in einem Vervollkommnungsgang zu. Die Liebe ist dabei einerseits bewegende Kraft, andererseits selbst höchste Tugend. Dieser Aufstieg ist aber kein geradliniger. Denn der Liebende wird immer wieder durch die Schwäche des Fleisches zurückgeworfen. Bernhard bringt das Verhältnis zwischen der reinen und geistigen Liebe („*amor spiritualis*“) und der „*fleischlichen Liebe*“ („*amor carnalis*“), die auf Lust, Nutzen, irdischen oder himmlischen Lohn aus ist, in folgende Formel: „*Nicht nämlich wird Gott ohne Lohn geliebt, obwohl er ohne Hinblick auf Lohn geliebt werden soll*“ (De diligendo Deo VII, 17). Den Menschen erwartet zwar ein Lohn der Liebe, die ewige Seligkeit, doch darf dieser Lohn nicht Motiv der Liebe sein, sonst ist sie keine wahre und reine.

Petrus Abaelard, ein philosophischer Zeitgenosse von Bernhard, entwickelt nun gerade das Konzept der reinen Liebe weiter. Dabei knüpfte er an die schon zitierte Stelle aus dem Korinther-Brief an: „*Die Liebe sucht nicht das Ihre, sie duldet alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erträgt alles*“. Daraus leitet er als Folgerungen ab:

1. Wahre Liebe richtet sich unmittelbar und ausschließlich auf die geliebte Person
2. Wer so liebt, findet seinen Lohn in der Liebe selbst, während der Hinblick auf einen anderen Lohn sie käuflich machen würde.
3. Dem gemäß ist Gott nur um seiner Person willen zu lieben, nicht wegen der Seligkeit seines Reiches, das wir von ihm erhoffen.
4. Nicht einmal dass Gott uns liebt, darf für uns der Grund sein, aus dem wir ihn lieben. Reine Liebe ist nicht Gegen-Liebe (hier geht er weiter als die Textstellen der Bibel, die diese Gegenliebe noch nahe legen)
5. Wir lieben Gott, weil er gut ist, nicht aber um seiner Gaben willen.

(nach: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Art. „Liebe“, Spalte 300)

Auch hinsichtlich der Liebe Gottes zu den Menschen setzt Abaelard besondere Akzente: Gott sei nicht Mensch geworden und in Gestalt von Jesus am Kreuz gestorben, um in einem grausamen Menschenopfer menschliche Sünden zu sühnen. Gott sei allein aus Liebe zu den Menschen herabgestiegen. Und Gott will von den Menschen frei geliebt werden als Freunde und nicht als Knechte. Liebe und Geliebtwerden wird wesentlich für die Gottheit (siehe Kurt Flasch: Das philosophische Denken im Mittelalter, Stuttgart 1986, S. 225).

Damit entwickelt Abaelard ein modern anmutendes Konzept der frei schenkenden Liebe – nicht des Tauschverhältnisses zwischen Liebe und Gegenliebe, oder des Kontextes von Gehorsam und Sühne.

Seine Lehre von der reinen Liebe wird nun auch auf die Ethik übertragen: es kommt einzig und allein auf die reine, nämlich liebende und nicht egoistisch etwas für sich wünschende Gesinnung bei der moralischen Beurteilung von Handlungen an und nicht auf die reale Ausführung, die doch von Umständen abhängig ist, die nicht in der Macht des Handelnden stehen. Hier ist im Geiste der Liebe eine radikale Form dessen entfaltet, was Max Weber dann viel später als Gesinnungsethik beschreiben wird. Die Gesinnung wird auf solche Weise von der Liebe bestimmt, dass Abaelard Augustinus mit seiner Formel: „Liebe und tue was du willst“ zustimmen kann.

Diese Folgerung zu leben und ein Konzept der reinen und frei schenkenden Liebe in die Wirklichkeit zu übersetzen blieb nun seiner berühmten Geliebten vorbehalten. Abaelard und Heloise bilden das berühmteste Liebespaar des Mittelalters: Die frühreife Heloise war Schülerin des berühmten und umstrittenen Abaelards in Paris, die Lehrer-Schüler-Beziehung wurde zu einem Liebesverhältnis, sie wurde schwanger. Der Onkel und Pflegevater von Heloise, Fulbert, war rasend vor Wut. Nach der Geburt heirateten die beiden heimlich, als ihre Geschichte schon bekannt war. Auch die Heirat ließ sich nicht geheim halten – Fulbert plauderte. Von seinem Hass verfolgt, ging Heloise ins Kloster. In einem schändlichen Anschlag wurde Abaelard im Auftrag von Fulberts Familie kastriert. Er ging dann selber ins Kloster.

Man könnte nun sagen, ihre so freie und reine wie angesichts der äußeren Umstände verzweifelte Liebe war Verwirklichung ihrer Liebesphilosophie. Erstmals übrigens wurde hier nicht mehr strikt zwischen sinnlicher und geistiger, menschlicher und göttlicher Liebe geschieden.

Liebe in der Hochscholastik bei Albertus Magnus und Thomas von Aquin (nach: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Art. „Liebe“, Spalte 301-302)

Wir haben hier also verschiedene Liebeskonzepte kennen gelernt, bei Augustinus und in der Mystik. Ihnen sind gewisse Einseitigkeiten zu eigen. Die sog. Hochscholastik von Albertus Magnus und dann besonders bei **Thomas von Aquin** versuchte – wie in allen Bereichen – auch die Liebe in eine wohl ausgewogenen Systematik zu stellen.

Albertus Magnus hatte schon unterschieden zwischen der natürlichen „*amor concupiscentiae*“, der Liebe voll Begierde, in dem der Mensch sich auf sich selber und sein ihm eigenes Gut und eigenen Nutzen als Ziel bezieht von der übernatürlichen „*dilectio caritatis*“ als Gottesliebe, in der das Geschöpf über sich selbst hinaus zu Gott gehoben wird.

Eine genauere Einteilung wird dann der größte mittelalterliche Philosoph, **Thomas von Aquin**, erarbeiten. Er unterscheidet,

1. die Liebe als kosmisches und menschliches Prinzip innerhalb der natürlichen Ordnung
2. die Liebe Gottes und schließlich
3. die Liebe des Menschen zu Gott.

Zu 1: die erste natürliche Form der Liebe ist ein allgemeines Prinzip der Welt, das nicht nur den Menschen eigen ist. Hier könnte man eine Anknüpfung sowohl an die frühgriechische Mythologie und Philosophie sehen, noch viel mehr aber noch an Aristoteles, den für Thomas insgesamt maßgeblichen Philosophen. Bei Aristoteles wird ja bei allen Dingen Stoff und Form unterschieden – wie Marmor Stoff und die Gestalt des Apollon Form bei einer griechischen Statue sein kann. Jedem Ding ist eine natürliche Neigung, ein Im-Ziel-Haben (Entelechie genannt) eigen, die die Wesensform eines Dings zur Aktualisierung bringt. Das Ziel, als Finalursache wirkend, ist immer das jeweilige Gute eines Dings. Um dies zu verwirklichen braucht es, so Thomas dann Aristoteles weiterdenkend, eine natürliche Neigung zum jeweiligen Guten, die als Liebe bezeichnet werden kann. Die natürliche Liebe ist ein Aufbauprinzip der gesamten Schöpfung, das auf das Gute und damit letztlich auf Gott gerichtet ist. Beim Menschen und schon allgemein bei der belebten Natur entfaltet sich dies Prinzip in einer exzeptionellen Form: nämlich der durch die Kraft der Liebe auf Vereinigung drängenden Zweiheit: Liebe ist genauer gesagt die Kraft, in der die Zweiheit durch Vereinigung zwischen Liebenden und Geliebten überwunden wird. Die Form der Vereinigung hat je verschiedenen Sinn: in einer niederen Stufe ist sie körperlich, in einer höheren geistig (wir erinnern uns an Platons Stufenleiter). Das geistige Einswerden besteht in der Vereinigung des Willens im „*unum velle*“ (eins wollen). Eine weitere Unterscheidung bei dieser natürlichen Liebe ist die der prioritäten Richtung: Zielt die Liebe mehr auf ein Gut für den Liebenden oder auf den oder das Geliebte? Handelt es sich also um Begehrensliebe oder um Freundschaftsliebe (hier wird wieder eine Anknüpfung an Aristoteles deutlich)? Erstere Form widmen wir den Dingen und Wesen unterhalb der Person, letztere richtet sich auf Personen, die wir um ihrer selbst willen lieben und für die (nicht so sehr für uns) wir das Gute wollen.

Zu 2: Die Liebe Gottes nun zeigt sich schon in im Wechselverhältnis der göttlichen Dreieinigkeit, und wird dann nach außen gekehrt. Die Schaffung der Welt ist eine Form der Entäußerung, in der für das innere Liebesverhältnis ein äußeres Gleichnis geschaffen wird.

Zu 3: Die natürliche und menschliche sowie die Liebe Gottes wird nun verknüpft durch die Liebe des Menschen als Teil der Schöpfung zu Gott. Sie kann gar als eine Art Freundschaft mit Gott bezeichnet werden. Liebe und Gegenliebe erhöhen sich wechselseitig. Die Liebe der Menschen zu Gott ist freigewählt, aber letztlich durch die Liebe Gottes bewirkt.

Entwicklung und Resümee

Wenn man die Entwicklung des Liebesbegriffs im christlichen Denken betrachtet, kann man eine gewisse Entwicklung sehen. Alttestamentarisch und in der frühen Philosophie war die Relation oder das Liebesverhältnis zwischen Gott und den Menschen erst sehr patriarchal-feudal gedacht als Gehorsams- und Treuebeziehung und dann später recht einseitig bezogen auf die Liebe des Menschen zum doch viel höher stehenden, kaum als liebesbedürftig anzusehenden Gott. Später wird die Liebe auch zu Gott eher als freie gesehen und gar mit gleichberechtigter Freundschaft verglichen, Gott fast als liebesbedürftig angesehen. Und in der gelebten Liebeslehre von Abaelard und Heloise erscheint sogar der menschlich-sinnliche Aspekt positiv gedeutet.

Rüdiger Safranski: Geliebtwerden aller Menschen

Einen sonst vernachlässigten Aspekt der christlichen Liebesphilosophie hat unlängst der Philosoph Rüdiger Safranski herausgearbeitet: Die Liebesbedürftigkeit aller Menschen und das besondere Leid jener, die nicht geliebt werden. Das antike Denken konnte diese Lücke nicht ausfüllen: hier gab es Liebende und als erstrebenswert wegen ihrer Schönheit, Güte und Tugend Geliebte – die Ungeliebten blieben im Schatten.

Diesen Skandal schickt sich das Christentum an zu beheben. Nicht der Enthusiasmus der Liebenden so sehr, sondern mehr die Liebesbedürftigkeit steht im Mittelpunkt. Allen auch den nicht so liebenswürdig Wirkenden wird die unendliche Liebe Gottes zu seiner Schöpfung zuteil. Und mit dem Umweg zu Gott wird auch die allgemeine Menschenliebe gepredigt, als Ausfluss der Liebe des Menschen zu Gott, die dann auf Gottes Geschöpfe übertragen wird.

Dostojewski-Zitat:

Es bleibt aber die Frage: Kann die Liebe zu den Menschen, mit ihren Fehlern und Hässlichkeiten, die Liebe auch zu dem scheinbar wenig liebenswerten, doch liebesbedürftigem Menschlein – kann diese Liebe nur erweckt werden indirekt, als ein Abglanz der grenzenlosen Liebe zu Gott und von Gott. Oder zieht diese religiös geforderte Gottesliebe sozusagen Liebesenergie von der sinnlichen Welt, den Mitmenschen ab.

Gerade ein tief religiöser Dichter und Denker, Dostojewski hat in dem Roman „Der Jüngling“ folgende enthusiastische Vision einer Welt ohne Gott beschrieben, in der die auf Gott verwandte Liebe nach dessen Ableben sich auf die anderen Menschen wendet, nicht um sich selbst als Individuum, sondern die Menschheit, den Mitmenschen gleichsam zu vergöttlichen. Das endliche Leben intensiv und zärtlich lieben, statt ohne Unsterblichkeit zu verzweifeln. – Ich zitiere und mit diesem Zitat will ich meinem Vortrag abschließen:

"Ich stelle mir vor, die Schlacht sei bereits beendet und der Streit beigelegt, Nach den Flüchen, Dreckwürfen und Pfiffen ist Stille eingetreten, und die Menschen sind allein geblieben [...]: die große Idee von früher hat sie verlassen; der große frühere Kraftquell, der sie bisher ernährt und gewärmt hat, ist verschwunden wie jene große fordernde Sonne auf Claude Lorrains Gemälde [...]

Und die Menschen haben plötzlich verstanden, daß sie ganz allein geblieben sind, und mit einmal die große Verwaisung gespürt. [...]

Die verwaisten Menschen würden doch sofort beginnen sich dichter und liebevoller aneinanderzudrängen; sie würden sich an den Händen fassen und begreifen, daß jetzt sie allein füreinander weiterbeständen! Erlöschen wäre die große Idee der Unsterblichkeit und die Zeit gekommen, sie zu ersetzen; und der ganze große Überschuß an Liebe zu Dem, der zugleich die Unsterblichkeit war, hätte sich bei allen der Natur, der Welt, den Menschen, jedem kleinen Grashalm zugewendet. Sie würden die Erde und das Leben unaufhaltsam lieb gewinnen, und zwar in dem Maß, in dem sie sich schrittweise ihrer Vergänglichkeit und ihrer Endlichkeit bewußt würden [...]

sie würden die Natur mit neuen Augen betrachten, mit dem Blick des Liebhabers auf die Geliebte. Sie würden aufwachen und sich hastig beeilen, einander zu küssen, zu lieben, im Bewußtsein, daß die Tage kurz sind, daß das alles ist, was ihnen bleibt. Sie würden füreinander arbeiten [...] Mag sein – morgen ist mein letzter Tag, würde jeder denken, wenn er die Abendsonne schaut; aber alles ist gleich, ich werde sterben, doch zurückbleiben werden sie alle, und nach ihnen die Kinder – und dieser Gedanke, daß sie blieben, alle dennoch liebend und umeinander zitternd, würde den Gedanken an eine Begegnung jenseits des Grabs ersetzen. [...]

Sie würden stolz und kühn für sich selber sein, aber umeinander zu zagen beginnen; jeder würde für das Leben und für das Glück eines jeden zittern." (Der Jüngling, dtv, 614-616)